

Frauenorden — heute*

Von Barbara Klostermann

Glaube oder Unglaube unserer Zeit ist ein Thema, das ins Gespräch gekommen ist. Man konstatiert eine fortschreitende Säkularisation und beklagt den Schwund traditioneller Glaubenssubstanz — auf der einen Seite. Auf der anderen steht das Wort vom religiösen Frühling in unseren Tagen, das kein Geringerer als Guardini ausgesprochen hat. Schließlich kann man auch die Meinung vertreten, daß die Säkularisation und ein neues Glaubensbewußtsein einer noch kleinen Zahl einander nicht ausschließen müssen. Beispiele, die das Schwergewicht auf die eine oder die andere These verlegen, ließen sich genug finden.

Doch allen solchen Überlegungen gemeinsam ist die Versuchung, zutiefst Inneres an äußeren Erscheinungen messen zu wollen. Gertrud von le Fort drückt das in ihrem Buch „Die ewige Frau“ so aus: „Das eigentlich pneumatische Leben in der Kirche ist verborgen. Daher das unausbleibliche Fehltriumph aller, welche meinen, das religiöse Leben in der Kirche von außen abschätzen oder gar beurteilen zu dürfen, eine Unvernunft, nur mit jener vergleichbar, welche von dem Messer des sezierenden Arztes die Auffindung der Seele im Körper fordern würde.“

Wenn man eine Gefahr als solche erkennt, ist sie noch nicht überwunden, aber sie wird kleiner. Die Bedenken wurden vorausgestellt, weil hier der Versuch unternommen werden soll, aktuelle Probleme eines Standes aufzuzeigen, der sich selbst als ein öffentliches Zeugnis für „die Transzendenz Gottes“ und für die Wirklichkeit des Übernatürlichen versteht, nämlich die katholischen Orden. Bei einem solchen Selbstverständnis bieten sich diese Gemeinschaften geradezu an, zum Maßstab für die Lebendigkeit christlichen Glaubens ihrer Zeit genommen zu werden. Der scharfen Warnung der Dichterin eingedenk sollte jedoch eine allzu billige Gleichung, hie Zahl der Mönche und Nonnen, hie Gläubigkeit der Zeit vermieden werden. Im wesentlichen wird hier von den Sorgen und Problemen der Frauenorden die Rede sein, was nicht ausschließt, daß vieles auch in Männerorden seine Parallele hat.

Krankenhaus und Schule sind die großen traditionellen Arbeitsgebiete der tätigen Frauenorden. In den Schul- wie in den Krankenpflegeorden aber ist der Nachwuchsmangel überaus groß. Die Mellersdorfer Franziskanerinnen etwa haben nur noch ein Drittel der Kandidatinnen der Vorkriegszeit. Bei den Barmherzigen Schwestern in München nahmen diesen Herbst 15 Mädchen den Schleier — das bedeutet schon wieder einen

* Wir stellen einen kleinen Beitrag zur Diskussion, der in der Süddeutschen Zeitung erschien. Er liegt allerdings schon etwas zurück, scheint uns aber immer noch erwägenswert zu sein.

Anstieg gegenüber den letzten Jahren, da manchmal nur acht Mädchen eintraten. Früher gab es sechs Eintrittstermine bei den Barmherzigen Schwestern im Jahr, jetzt sind es noch zwei. Früher kamen im Sommer jeweils 20 bis 30, im Winter 40 bis 50 (ein Zeichen, daß die meisten Novizinnen vom Land kamen — im Winter ließ man sie zu Hause leichter ziehen). Jetzt haben auch die Bauern nur noch zwei oder drei Kinder. „Da bleibt für den lieben Gott keines übrig“, sagt eine Oberin.

Bei den Schulorden ist das Bild ähnlich, zum Teil noch düsterer. Dabei müßten — im Überblick gesehen — in den nächsten Jahren ein Drittel der Schwestern aus dem aktiven Dienst herausgenommen und durch jüngere Kräfte ersetzt werden. Doch dazu ist der Anteil der Novizinnen viel zu gering. Er bewegt sich zwischen 4 Prozent (bei den Ursulinen) und 1,3 Prozent (Arme Schulschwestern). Die Überalterung ist eine allgemeine Erscheinung in den Orden. Zwischen 20 und 40 Jahren sind bei den Dominikanerinnen 22,8 Prozent der Schwestern. Sie sind damit der heute jugendlichste Orden. Die Englischen Fräulein etwa haben in dieser Altersgruppe nur 11,9 Prozent Mitglieder. Zwischen 60 und 80 Jahren sind dagegen bei den Dominikanerinnen 27,6 und bei den Ursulinen sogar 38,1 Prozent der Schwestern, wobei zu bedenken ist, daß die Lebenserwartung „drinnen“ auch heute noch geringer ist als draußen.

NACHWUCHSMANGEL — WARUM?

Die Fälle mehren sich, daß Orden gezwungen sind, ein Krankenhaus „abzugeben“, daß Pflegerinnen zurückgezogen und auf andere Einrichtungen konzentriert werden. Zumeist werden städtische Anstalten zuerst verlassen, und der Orden geht mit seinen Schwestern hinaus in seine Häuser auf dem Land, dorthin woher noch der meiste Nachwuchs kommt. Durch ihr Beispiel wollen die Schwestern junge Kräfte für ihren Beruf begeistern. . . . es ist ein rührender Versuch, für ihre Lebensform und ihre Arbeit zu werben. Auch wer dem religiösen Motiv wenig Bedeutung zumißt, wird dem Notstand der sozial tätigen Frauenorden ein Interesse abgewinnen können. Erst im Laufe der nächsten Jahre wird sich der Ausfall vieler Ordensfrauen voll auszuwirken beginnen. Schon heute aber fehlen an die 13 000 Pflegekräfte in der Bundesrepublik.

Klöster werden geschlossen, kleinere Gemeinschaften fusionieren oder schließen sich mangels Nachwuchses größeren Kongregationen an. Der Rückgang beschränkt sich nicht auf unser Land. In Belgien schlossen in den letzten 30 Jahren von 522 Frauenklöstern 78 aus Nachwuchsmangel. In Frankreich hat sich innerhalb von 10 Jahren die Zahl der Ordensfrauen um 30 Prozent vermindert.

Warum aber gehen junge Menschen nicht mehr ins Kloster? Es ist wahrlich kein Loblied, das Oberinnen und Novizenmeisterinnen auf die Jugend

von heute singen — ihre Jugend, die Klosterjugend, ausgenommen, von der später noch berichtet wird. Die Jugend „draußen“ aber sei oberflächlich, absorbiert von tausend Äußerlichkeiten, die ihr den Blick auf die wesentlichen Dinge im Leben versperrten; sie sei dem Dienen abgeneigt, zu keinem Opfer mehr fähig, weil vom Elternhaus nicht zum Opfern oder auch nur Maßhalten angehalten. Das Elternhaus, die Familie habe weitgehend in ihrer Erziehungsaufgabe versagt — soweit überhaupt noch von Familie und nicht nur noch von Konsumgemeinschaft gesprochen werden könne. Die Glaubenssubstanz breitester Schichten sei geschwunden, das Bild der Orden sei weithin abgewertet, und zwar nicht nur bei einer unverständigen Umwelt, die einen Ordensberuf ohnehin nicht mehr in ihr rein materialistisches Lebensgefühl einzuordnen vermöge, sondern auch bei gläubigen Menschen und selbst beim Klerus.

Immer und immer wieder hört man diese so verschiedenen Gründe bei den Gesprächen über die Nachwuchsfrage der Frauenorden. Manches daran ist zweifellos richtig. Überspitzt gesagt: Unsere Zeit ist anders als das Mittelalter. Im letzten Krieg sind Millionen Männer gefallen. In der Folge mußten Millionen Frauen ehelos bleiben. Die mittelalterliche Antwort auf diesen äußeren Umstand wäre ein immenser Strom in die Klöster gewesen. Er blieb — von einem geringen Ansteigen der verhinderten Eintritte aus der Hitlerzeit abgesehen — im wesentlichen aus. Die wirklichen und die potentiellen Bräute der gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs blieben in der Welt und suchten Erfüllung im Beruf. Die Zahl der inneren Berufungen sei heute nicht geringer als früher, aber unsere Zeit habe kein Organ mehr für die Werte, die das Kloster vertritt, so meint eine Oberin.

JEDOCH: STROM IN DEN KARMELE

Was aber nicht recht in dieses Bild paßt, das ist die Entwicklung der radikalsten aller Orden, nämlich der streng klausurierten beschaulichen Orden. Ihre allerdings kleine Zahl (etwa 60 000 bei über einer Million Ordensfrauen in der ganzen Welt) hält sich nicht nur konstant — sie wächst; überall, in den USA und auch bei uns. Diese Orden, die sich ohne jede nach außen hin sichtbare Tätigkeit in völliger Weltabgeschiedenheit dem kontemplativen Leben, dem Gebet, der Sühne hingeben — sie haben in unserer Zeit nicht nur die Bastionen gehalten, sie vergrößern sich. Ein norddeutscher Karmel schickte jetzt Schwestern nach Dachau, wo auf dem Gelände des ersten Konzentrationslagers ein Sühnekloster für sie gebaut wurde. Es kommen einem Zweifel an der Behauptung, daß die Jugend religiös wenig ansprechbar sei, wenn man sich erzählen läßt, wie junge Menschen (meist um die 20, manche aber auch mit 25 und 30 Jahren) den Platz der alten Schwestern im Karmel auffüllen. 21 Plätze hat ein vollbesetzter Karmel. Alle deutschen Karmelklöster

sind vollzählig. Freilich, das radikale Herausgehen aus der Welt kommt in seiner Großzügigkeit, seinem Großmut der Art der Jugend entgegen. Strohfeuer allerdings würden schon im ersten Anlauf in sich zusammenfallen. Der Karmel ist schneidend herb, mag die Kulisse romantischen Gemütern zunächst auch wie die letzte Idylle in einer gehetzten Welt vorkommen.

Der Karmelkonvent, den ich aufsuchte, lebt in einem Haus aus dem letzten Jahrhundert. In dem kleinen Dorf im Oberland fällt das Gebäude, das gleich neben der Kirche steht, nicht weiter auf. Man könnte es für ein Schulhaus oder ein kleines Altersheim halten. Jedes Fenster hat über die halbe Höhe hinweg Milchglasscheiben — doch das fiel mir erst beim Verlassen auf. Man sieht niemand in diesem Karmel, man hört nur. Zuerst die Glocke, die man gezogen hat. Sie läutet in der Tiefe des Hauses. Dann hört man ein Pochen hinter einer hölzernen Einbuchtung. Ich habe das Klopfen nicht gleich auf mich bezogen. Aber als sich sonst nichts regte und es geduldig immer wieder klopfte, sagte ich „hallo“. Daraufhin fragte eine weibliche Stimme nach dem Wunsch des Besuchers. Mit einem Male fällt es einem ein: Das ist die Schwester an der Winde, der einzigen Verbindung des Karmel mit der Welt draußen — Edith Stein hatte diesen Platz einige Zeit im Kölner Karmel inne.

Man läßt sich den Weg ins Besuchszimmer weisen. Ein Tisch mit zwei Stühlen steht da, ein Kreuz und ein Bild des Johannes vom Kreuz, ein hoher Eisenofen seitlich, zweimal windet sich das Ofenrohr hoch oben an der Decke durchs Zimmer. Und wiederum sichtlich ein Stuhl vor einem Gitter. Es ist ganz still. Nach etlicher Zeit hört man, wie das Fenster jenseits von Vorhang und Gitter geöffnet wird. Die Karmelitin eröffnet das Gespräch mit „Gelobt sei Jesus Christus“ — ich war noch nie so benommen und so befangen wie bis zu diesem Augenblick. Doch es kam zu einem sehr offenen Gespräch durchs Gitter. Ich habe die Schwester nicht gesehen, ich werde sie auch später nie sehen; ich wußte nur von ihr, daß ihr Bruder Professor an einer Hochschule ist. Mehr Persönliches weiß ich auch jetzt nicht. Ich fragte nicht danach, und sie erzählte auch keine Einzelheiten aus dem Leben strengklausurierter Karmelittinnen. Das Wesentliche aus dem Gespräch läßt sich ganz kurz fassen: Das Leben im Karmel ist hart, und wer nicht berufen ist, geht nach einigen Tagen wieder. Das Eingewöhnen falle den heutigen Kandidatinnen nicht schwerer als früher. Und schließlich: unglückliche Karmelittinnen gibt es nicht. „Wer dazu berufen ist, findet im Karmel sein Glück. Wenn er dort unglücklich ist, so liegt es darin, daß er von seinen Zielen abgewichen ist. Wenn er wieder dazu zurückkehrt, findet er seinen Frieden.“ Die Nonne hinter dem Gitter ist wohlunterrichtet. Sie kennt die Sorgen der tätigen Orden um Nachwuchs und sie bittet um Verständnis für die Kontemplativen: „Wir sind so wenige. Was könnten

wir den tätigen Orden nützen, wenn wir bei ihnen arbeiten. Aber hier sind wir nützlich und notwendig durch unser Gebet und unsere Sühne.“

BEI DEN MISSIONSBENEDIKTINERINNEN

Die beschaulichen Orden sind ein Extrem. Es gibt aber weitere Beispiele dafür, daß sich mit mangelnder Dienstbereitschaft und fehlendem Idealismus der Notstand vieler Orden nicht erklären läßt. Ein besonders gutes Exempel scheinen die Missionsorden zu sein. Sie sind nicht oder nur sehr wenig vom Nachwuchsmangel betroffen. Durch die Ausweitung der Missionen könnte allerdings auch eine Vielzahl der verfügbaren Kräfte ausgeschickt werden. Aber jedenfalls sichern sich die Missionsorden noch immer ihren Anteil an der vielgeschmähten Jugend. Es ist die Oberin der Missionsbenediktinerinnen von Tutzing, die der Jugend, das heißt ihrer zahlreichen Klosterjugend, ein glänzendes Zeugnis ausstellt: „Sie ist nüchtern, sachlich, sie schaut hinter die Dinge, sie nimmt nichts pro forma, sie ist ehrlich bis zur Dreistheit, sie läßt sich auch leiten und führen, selbst hart anfassen, wenn es sein muß, sie gehorcht mit Gelassenheit aus innerer Bereitschaft und ohne Befehle...“ Es gäbe heute viel weniger Austritte während der Vorbereitungszeit als früher, und zwar nicht etwa, weil man alle, alle halten möchte, sondern weil heute die einmal getroffene Entscheidung endgültiger sei als früher: Unsere Zeit sei eben nicht dazu angetan, einen Klosterberuf zu fördern. „Sie sind durch zuviel durchgegangen bis zum Eintritt ins Kloster. Sie wissen, was sie tun.“

STARKE LAIENBEWEGUNGEN

Es kommen sehr junge Postulantinnen, aber auch junge Frauen mit fertiger Berufsausbildung. Von den jüngst eingetretenen 6 Kandidatinnen hatten 2 das Abitur, eine ist Krankenschwester, eine Kindergärtnerin und eine war kaufmännische Angestellte. Wenn sie nach 5½jähriger Ausbildung eingesetzt werden — so viele als möglich tatsächlich in der Mission, sowenig als möglich im eigenen Haus —, haben sie alle die *Missio canonica*, das Zertifikat zum Erteilen von Religionsunterricht erworben, die künftige Köchin genauso wie die Krankenschwester und die Lehrerin. Alle haben in den fünf Jahren in allen Abteilungen des Hauses gearbeitet, ohne Rücksicht auf die Vorbildung. Die lange berufliche und religiöse Schulung zielt darauf ab, die jungen Schwestern zu gefestigten, in sich ruhenden Menschen zu machen. Draußen in der Mission sind sie allein auf sich gestellt, und an ihrem Wirken, ihrem Auftreten wird entschieden, was von Kirche und Glauben und von den Deutschen — nicht zuletzt auch das — zu halten ist.

Die Focolarini, eine Laienbewegung aus Italien, von jungen Mädchen im letzten Krieg gegründet und auf der Idee basierend, daß man nur das

Evangelium wortwörtlich leben müsse, um die ganze Welt zu verwandeln, diese Idee und Bewegung zieht heute bereits Zehntausende in ihren Bann. Mädchen und Frauen, Burschen und Männer, Ehepaare und ganze Familien versuchen die Monat für Monat als „Wort des Lebens“ angesprochenen Sätze aus dem Evangelium zu leben. In München hat das Focolare, die Herdstatt, wie sich der engste Kreis der Bewegung nennt, sein Domizil in einer Wohnung in einem Appartementhaus. Wenn die Focolarini ihre Freunde gelegentlich abends zusammenschließen, quillt die Wohnung über vor Besuchern.

Die Säkularinstitute, jene Gemeinschaften, die mit den gleichen Forderungen wie die Orden ihre Mitglieder binden (Gehorsam, Armut, Keuschheit), jedoch in der Regel kein gemeinsames Leben kennen und ohne Habit auftreten, haben steigende Mitgliederzahlen — religiöses Desinteresse also, wie von manchen Orden gesagt wird, dürfte der tiefste Grund für mangelnden Zustrom nicht sein.

Doch vor einem schnellen Urteil, daß jede Zeit eben ihre gemäße Frömmigkeits- und Gemeinschaftsformen suchen müsse, daß mit anderen Worten die Zeit der Orden klassischen Typs vorbei sei, wird einen ein Blick auf die Gesamtkirche bewahren. Heute gibt es rund 1,2 Millionen katholischer Ordensleute. Vier Fünftel davon sind Frauen. Und noch etwas gibt zu denken: Bei den Priestern tritt in vielen Ländern eine immer deutlichere Verschiebung von den Welt- zugunsten der Ordenspriester ein. 1915 traf in Deutschland ein Ordenspriester auf elf Weltpriester, 1960 aber ein Ordenspriester auf nur noch drei Weltpriester. In Italien ist seit 1871 die Zahl der Ordenspriester von 9000 auf 39 000 gestiegen, während im gleichen Zeitraum die Priesterzahl insgesamt um die Hälfte zurückgegangen ist: Die Ordensidee lebt.

Religiöse Bereitschaft ist also auch in unseren Tagen da. Doch hindern offensichtlich zwei Gründe vor allem viele junge Mädchen, die grundsätzlich bereit wären, letztlich doch daran, in ein Kloster einzutreten. Einmal der Eindruck, daß sowohl im Krankenhaus wie in der Schule die Nonnen heute vielfach so in den Arbeitsbetrieben eingespannt sind, daß ihnen nicht mehr genügend Zeit (oder Kraft) für ihr religiöses Leben bleibt. Und als zweites haftet nicht wenigen Klöstern ein altmodisches Element an, das stark nach dem 19. Jahrhundert schmeckt. Es besteht heute eine Spannung nicht nur zwischen Welt und Kloster, sondern auch zwischen der Kirche 1963 und dem Kloster 1963. Als konkretes Beispiel soll hier die Meßfeier genannt werden: Was draußen an neuen liturgischen Formen längst erkämpft und eingeführt ist, ist im Kloster gewöhnlich längst noch nicht akzeptiert.

Allen solchen Einwänden zum Trotz und mag die Situation mancher Orden in manchen Gebieten auch äußerst schwierig sein — von der Kirche

sind die Orden nicht abgeschrieben. Einer ihrer bedeutendsten Vertreter, der Erzbischof von Mecheln und Lüttich, Kardinal Léon-Joseph Suenens, einer der vier Konzilsmoderatoren, hat ein Buch, richtiger wohl eine Denkschrift, zugunsten der Frauenorden geschrieben, die er an alle Konzilsväter verteilen ließ: „Krise und Erneuerung der Frauenorden“ (deutsch bei Verlag Otto Müller, Salzburg). Der Originaltitel „Promotion apostolique de la Religieuse“ ist viel aufschlußreicher.

Dem belgischen Kardinal geht es um die Aufwertung der apostolischen Sendung der Ordensfrauen, er sieht darin den Weg aus der augenblicklichen Krise. Apostolisch muß dabei ganz wörtlich verstanden werden. Die Nonnen sollen Apostel sein, also nach dem Sendungsbefehl Jesu an seine Jünger arbeiten: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker“ Das ist ein Postulat, das in seiner konsequenten Ausführung eine liberale Welt sicherlich erschreckt — das sie abwehren möchte. Wer aber nur die praktischen Dienste der Ordensschwester annehmen möchte — im Krankenhaus, in der Schule, als Leiterin eines Studentinnenwohnheims —, der übersieht, daß in diesem praktischen Teil der Arbeit einer Ordensfrau der wesentlichere Teil ihrer Aufgabe nur durchschimmert, oft durch allzuviel praktische Arbeit auch einfach zugedeckt wird: nämlich die Menschen von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen und sie zum Nachleben zu bringen. Dieser Aspekt ist in jedem Ordensleben da; durch die freimütige Analyse des belgischen Kardinals wird er nur stärker als Postulat betont. Eine der großen Askesen jedes Ordenslebens besteht darin, sich jeden Augenblick der Wirkung auf die Umgebung bewußt zu sein. Der apostolische Aspekt so fordert der Kardinal, müsse in die Ausbildung eingebaut werden: Die Sorge um die Brüder, nicht die Selbsteheiligung der Ordensmitglieder müsse im Vordergrund stehen. Tätige Orden bedürfen in verstärktem Maße einer Lebensordnung, die sie an der Tätigkeit in der Welt nicht hindert. Erheblicher historischer Ballast muß abgeworfen werden, bis nur die wesentlichen und heute noch gültigen Traditionen das Leben bestimmen — eine Forderung, die im Frauenorden psychologisch schwieriger zu verwirklichen ist als in Männerklöstern. Die Frau ist die Bewahrende. Das ist ihre Stärke, und es kann ein Hemmnis sein. Meist vermag die Frau zudem Buchstabe und Geist schlechter zu trennen als der Mann.

DIE EMANZIPATION IM KLOSTER

Ein Zurückgehen auf das Evangelium kann den Mut unserer Nonnen nur stärken: Jesus hatte kein Mißtrauen gegen die Frauen. Er vertraute ihnen, und sie enttäuschten ihn nicht. Lange Perioden hindurch aber hatte in der Kirche eine stark antifeminine Haltung die Oberhand; das blieb nicht ohne Auswirkung auf die Frauenorden. Nicht zuletzt durch die

Emanzipation der Frau in der Welt bricht sich nun eine neue Einstellung auch in der Kirche Bahn. Somit scheint auch die Zeit für eine neue Einordnung der Ordensfrau in die Kirche gekommen. „Die Emanzipation muß im Kloster noch nachgeholt werden“, formulierte Jesuitenpater Lombardi. Man muß also den Ordensfrauen das Recht einräumen, moderne Frauen zu sein, ihnen das Recht auf Bildung, Weiterbildung und Entfaltung ihrer Person zugestehen. Sie müssen die Probleme ihrer Zeit kennen, und sie müssen die Sprache ihrer Zeit verstehen können, sonst bekommen sie mit der Welt, auf die sie einwirken sollen, keinen Kontakt. Der apostolische Elan schließlich, mit dem die junge Postulantin ins Kloster eintritt, sollte nicht gebremst, sondern gefördert werden, schon aus der Überlegung heraus, daß das junge Mädchen nicht aus der Perspektive heraus, Lehrerin oder Krankenschwester zu werden, eingetreten ist, sondern um der größeren apostolischen Wirksamkeit wegen: Sie sollte im Kloster das finden, was sie sucht.

(Mit freundlicher Genehmigung der „Süddeutschen Zeitung“, Nr. 311 vom 28./29. 12. 1963, S. 45).